

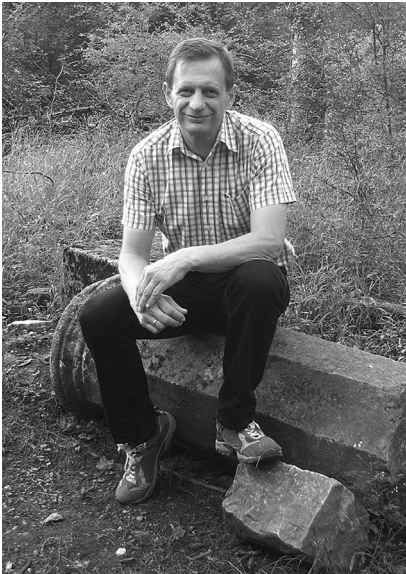


**Ammianus-Verlag**





## DER AUTOR:



Günter Krieger, Jahrgang 1965, lebt in Langerwehe-Schlich. Die ersten Lebensjahre verbrachte er auf Schloss Merode, wo sein Vater als Kastellan tätig war. Seit 1999 ist Krieger freier Autor und verfasst unter anderem Historienromane, die zum Teil in seiner Heimat spielen. Erstmals bekannt wurde er durch seine Merode-Trilogie. Im Ammianus Verlag erschienen bisher sein Mittelalterepos „Die gefangenen Seelen“ sowie die Trilogie um „Richarda von Gression“.

In der „Rundum-Reihe“ des Ammianus-Verlags erschienen aus seiner Feder die Geschichten-Bände „Merode“, „Nideggen“ und „Rolduc“.

Mehr über den Autor im Internet: [www.guenter-krieger.de](http://www.guenter-krieger.de)

*Bildnachweis: Jean Philippe Eugène de Merode-Westerloo: Gemälde von Jacob van Schuppen, 1725. Quelle: Wikipedia*





Günter Krieger

# **Der Hundemarquis von Merode**

**Erzählung nach einer alten Sage**





## IMPRESSUM

**Erste Auflage November 2018**

**© 2018 Ammianus GbR Aachen**

Alle Rechte vorbehalten. Der Druck, auch auszugsweise, die Verarbeitung und Verbreitung des Werks in jedweder Form, insbesondere zu Zwecken der Vervielfältigung auf digitalem oder sonstigem Wege sowie die Verbreitung und Nutzung im Internet dürfen nur mit ausdrücklicher und schriftlicher Genehmigung des Verlags erfolgen. Jede unerlaubte Verwertung ist unzulässig und strafbar.

Umschlaggestaltung: Thomas Kuhn unter Verwendung eines Gemäldes von Agnieszka Krieger

Copyright der Fotos: Günter Krieger

Lektorat: Dr. Jörg Fündling

Korrekturat: Lara Kleyker

Satz: Susanne Richter

Druck: TZ-Verlag und Print GmbH, Roßdorf

Printausgabe-ISBN: 978-3-945025-95-6

Ebook-ISBN: 978-3-945025-96-3

**[www.ammianus.eu](http://www.ammianus.eu)**

**[www.facebook.com/AmmianusVerlag](https://www.facebook.com/AmmianusVerlag)**





*Erwirbt ein Erdensohn sich Lob und Preis,  
gleich bildet sich um ihn ein Sagenkreis.*

(C.F. Meyer, Huttens letzte Tage)





*Jean Philippe Eugène de Merode-Westerloo (1674–1732). Reichsgraf,  
kaiserlicher Feldmarschall, Bauherr – und Sagengestalt.*





# 1

## *Merode, vor langer Zeit ...*

Der alte Brun hatte lange mit sich gerungen. Nun war er fest entschlossen, etwas gegen die Willkürherrschaft seines Fronherrn zu unternehmen. Deshalb rief er als Dorfältester die anderen Bauern der Herrschaft zusammen. Heimlich trafen sie sich am Abend in Bruns Scheune.

„Ihr wisst, was heute geschehen ist“, sagte Brun zu den Versammelten. „Ich bin schon alt und habe die gottgegebene Ordnung nie in Frage gestellt, aber so kann es nicht weitergehen. Das Maß ist voll!“

„Was können wir schon tun?“, wandte sein Nachbar Heinrich ein. „Es wäre eine Sünde, gegen den Herrn aufzubegehren. Und Selbstmord obendrein.“

Eine Weile herrschte drückendes Schweigen. Dass der Herr von Merode wie alle hohen Herren gerne zur Jagd ritt, war nichts Außergewöhnliches. Dass er jedoch mit seiner Jagdgesellschaft und seinen hundert Hunden rücksichtslos über die Felder streifte und alles niedertrampelte, was darauf wuchs, das war für die Landleute kaum zu ertragen. Bereits in den vergangenen Jahren war die Ernte wegen der Jagdeskapaden des Burgherrn schlecht ausgefallen; nicht mehr lange, und die Bevölkerung müsste Hunger leiden. Und es war ja durchaus nicht so, dass der geringere Ertrag etwas an den Frondiensten geändert hätte, die man dem Herrn leisten musste, geschweige denn, dass er die Bauern entschädigt hätte.

„Der Obrigkeit zu gehorchen, gewiss, das ist ein gottgegebenes Gebot“, fuhr der alte Brun fort, „aber ich bezweifle, dass es Gottes Wille ist, wenn der Herr mit seiner Meute die Frucht unserer Felder vernichtet. Es ist an der Zeit, uns zur Wehr zu setzen.“





Die meisten der Anwesenden erbleichten. Einige sahen sich wohl schon vor dem Henker stehen. Nur der junge Michel, allen als Hitzkopf bekannt, nickte zustimmend.

„Ja, warum lassen wir uns das wieder und wieder gefallen? Warum lauern wir ihm nicht auf und verabreichen ihm eine Tracht Prügel, die er nie vergessen wird? Oder, besser noch, wir schneiden ihm gleich die Kehle durch!“

„Was sagst du da“, raunte sein erschrockener Vater ihm zu. „Wir werden keinen Mord begehen. Man würde uns allesamt dafür zur Rechenschaft ziehen.“

„Dein Vater hat Recht, Michel“, sagte Brun. „Eine Bluttat würde uns ins Elend stürzen. Nimm solche Worte nie wieder in den Mund. Es könnte viel Unheil über dich und deine junge Familie bringen.“

Dieses Argument überzeugte den Heißsporn vorläufig. Seine Frau und seine drei Kinder bedeuteten Michel alles; niemals hätte er sie einer Gefahr aussetzen wollen. „Aber irgendetwas musst du dir doch überlegt haben, Brun, sonst hättest du uns kaum hierher bestellt.“

Der alte Brun blickte in fragende Gesichter.

„Nun, ich habe mich gefragt, ob eine kleine Lektion den Herrn wieder zur Besinnung bringen könnte.“

„Was schwebt dir vor?“, fragte Heinrich.

„Morgen wird er seine Jagd fortsetzen wollen“, erklärte Brun. „So macht er es immer, den einen Tag jagt er im Wald von Merode, am nächsten auf den Feldern der Herrschaft. Wie gesagt, wir wollen nicht Hand anlegen an den Herrn oder seine Jagdgäste. Dennoch können wir ihn treffen, wo er es spürt. Die Bestien, die er seine Jagdhunde nennt, werden das Ziel unseres Angriffs sein.“

„Seine Hunde?“, wunderten sich die Bauern.

„Die Biester sind gefährlich!“, warnte Heinrich.

„Hört mir zu!“, sagte der alte Brun.







*Seniorenstift St. Martinus, Langerwehe*  
*Samstag, 17. Juni 2000*

Michel Tuchmann saß auf dem Balkon seines Appartements und genoss die Sonnenstrahlen eines warmen Frühsommertages. Trotz des wundervollen Nachmittags empfand er Wehmut, denn es waren auf den Tag zwei Jahre, dass er Witwer war. Nach langer Krankheit war seine geliebte Maria an Krebs gestorben. Die letzten Wochen ihres Lebens hatte er sie zu Hause aufopferungsvoll gepflegt; nach ihrem Tod hatte ihn nichts mehr in dem Haus in Lucherberg gehalten, wo alles ihn an Maria erinnerte. Etwa zur selben Zeit hatte in Langerwehe das Seniorenheim eröffnet. Daher hatte er beschlossen, dort den Rest seines Lebensabends zu verbringen. Mit seinen achtzig Jahren mochte ihm vielleicht noch etwas Zeit vergönnt sein, und diese wollte er möglichst sorgenfrei und keinesfalls einsam verbringen. Das Haus in Lucherberg wurde verkauft und er zog nach St. Martinus, wo er sich bemühte, nicht öfter als nötig an die Zeit vorher zu denken.

An diesem Samstagnachmittag aber konnte er nicht anders. Etwas zog ihn in seine alte Heimat zurück; es war das erste Mal seit Marias Tod, dass er ein solches Gefühl verspürte. Also beschloss er, einen Spaziergang nach Lucherberg zu unternehmen. Dort würde er sich eine Weile auf die Bank vor dem alten Rathaus setzen und sein früheres Haus betrachten, das inzwischen Fremde bewohnten. Die vielen Jahre, in denen Maria und er darin ein- und ausgegangen waren, wo sie gelebt und geliebt und gefeiert hatten, wo er immer noch jeden Winkel kannte – all das geisterte durch seinen Kopf. Ja, ein kleiner Ausflug nach Lucherberg schien ihm angebracht zu sein. Außerdem könnte er einen Abstecher zum Friedhof machen, obwohl es ihn immer traurig machte, vor Marias Grab zu stehen.





Michel stand auf, nahm eine Jacke, griff nach seinem Stock und schickte sich an, sein Domizil zu verlassen.

Auf dem Flur begegnete ihm Danuta, seine Lieblingspflegerin.

„Nun, Herr Tuchmann? Lust auf eine kleine Partie Backgammon?“

„Morgen wieder sehr gern, Danuta. Aber heute möchte ich lieber den schönen Tag da draußen genießen.“

„Kleiner Spaziergang, wie? Ja, das kann ich verstehen. Ist ja auch wirklich ein wunderschöner Tag. Da bin ich fast schon ein bisschen neidisch.“

„Sie können mich ja begleiten“, bot Michel ihr augenzwinkernd an.

„Nette Offerte. Natürlich wissen Sie genau, dass ich Dienst habe und nicht hier weg kann.“

„Darüber sollten Sie mit der Gewerkschaft reden, Danuta!“

„Sie sind ein Scherzkeks. Wissen Sie was? Warum nehmen Sie nicht Frau Bluhm mit? Die würde sicherlich auch gern einen Spaziergang machen. Aber allein traut sie sich nicht.“

Michel seufzte innerlich. Am liebsten wäre er allein gegangen. Warum sollte er andere Menschen in seine melancholischen Stimmung hineinziehen? Andererseits schien Philippa Bluhm, die erst kürzlich eingezogen war, eine ganz sympathische Person zu sein, und es wäre unhöflich gewesen, Danuta die Bitte abzuschlagen.

„Tja. Sind Sie sicher, dass sie mit mir kommen würde?“

„Aber ja doch. Und keine Sorge, sie ist ganz gut zu Fuß unterwegs, wissen Sie. Sie müssen sich keine Sorgen um sie machen, Herr Tuchmann. Sie gehen doch nicht allzu weit, oder?“

„Nur bis Lucherberg.“

Offenbar hielt Danuta auch das für einen Scherz. „Bis Lucherberg, na klar. Sind ja nur mal eben drei Kilometer. Macht sechs, inklusive Rückweg.“

„Genau genommen sind es vier Kilometer pro Strecke.“

„Klar doch. Sie gehen nur bis zum Wald stimmt's? Ach bitte, nehmen Sie Frau Bluhm doch mit.“

„Wenn es Sie glücklich macht, Danuta ...“





„Es würde Frau Bluhm glücklich machen. Ich hole sie, okay?“

„Gut. Ich warte unten auf der Bank im Eingangsbereich.“

Vielleicht war es ja nicht so verkehrt, den Spaziergang nicht allein zu unternehmen. Und hätte er sich eine Begleitung aussuchen müssen, so wäre seine Wahl auf Philippa Bluhm gefallen.

Zehn Minuten später erschien Danuta mit der Dame am vereinbarten Treffpunkt. Philippa war in Michels Alter, strahlte aber soviel Lebhaftigkeit aus, dass man sie gut und gerne für zehn Jahre jünger hätte halten können.

„Herr Tuchmann – Ihre Begleiterin!“, sagte Danuta feierlich.

„Vielen Dank, dass Sie mich mitnehmen möchten, Michel“, sagte Philippa lächelnd. „Wissen Sie, ich habe meinem Sohn und meiner Schwiegertochter hoch und heilig versprechen müssen, nie allein auszugehen. Sie haben Angst, ich könnte mich verlaufen. Und an mein Versprechen muss ich mich wohl halten.“

„Ja, das müssen Sie. Es ist mir eine Ehre, Philippa. Sie sind gut zu Fuß, hat Danuta gesagt.“

„Das Laufen ist mein kleinstes Problem.“

„Dann lass ich euch zwei Hübsche jetzt mal ziehen“, verkündete Danuta. „Wir sehen uns dann spätestens beim Abendessen, okay?“ Sie hob eine Hand, winkte mit den Fingern und machte sich wieder davon.

„Wohin wollen wir gehen, Michel?“, fragte Philippa.

„Nach Lucherberg, wenn es Ihnen nichts ausmacht.“

„Wohin Sie möchten. Ist das weit?“

„Vier Kilometer, würde ich sagen. Schaffen Sie das? Wir könnten streckenweise über Feldwege gehen.“

„Wollen Sie mich beleidigen? Ich war früher aktives Mitglied des Alpenvereins. Gibt es etwas Besonderes in Lucherberg?“

„Da haben wir früher gelebt. Und weil heute der Todestag meiner Frau ist ...“

„Ja, das kann ich gut nachvollziehen. Worauf warten wir dann noch? Kommen Sie!“





### 3

#### *Merode, vor langer Zeit ...*

Noch bevor die Jagdgesellschaft zu sehen war, hörte man von weitem schon das wilde Gebell der Hunde und das Blasen der Hörner.

Die Männer, ein gutes Dutzend an der Zahl, wirkten angespannt.

„Es ist soweit“, sagte Michel, der mit dem alten Brun und den anderen Bauern Vorkehrungen getroffen hatte. Bald würden die Jagdhunde die Hecke passieren, die das Feld auf einer Seite begrenzte. Dahinter hatte man Fleischstücke platziert, die die Hunde von ihrem Weg abbringen sollten. Eigens zu diesem Zweck hatte man einen Hasen erlegt – was an sich schon ein schweres Vergehen war, denn es war den Bauern verboten, Wild zu jagen, selbst wenn es nur ein schnöder, magerer Hase war. Aber niemand sah ein, für die Köder eigenes Vieh zu schlachten.

Als die Hunde in Sicht kamen, verbargen sich Michel und die anderen Bauern hinter den Büschen.

„Haltet die Knüppel bereit!“, sagte der alte Brun. „Und wenn es getan ist, lasst uns rasch von hier verschwinden.“

„Gnade uns Gott, wenn sie uns erwischen“, raunte Bruns Nachbar Heinrich.

Der Herr von Merode pflegte seine Hunde aneinanderzuketten, immer zwei zusammen. Genau dies sollte wenigstens einigen der Bestien zum Verhängnis werden, so Bruns Plan. Künftig sollte der Herr von Merode sich gründlich überlegen, ob er die Felder seiner Bauern nicht besser verschonte.

Die ersten Hundepaare stürmten auf den Schauplatz. Die Tiere waren schwarz wie die Nacht, doch die Zähne stachen wie weiße Dolche aus ihrem geifernden Maul heraus, und ihre Zungen glichen Fleischlappen, die beinahe bis zum Boden reichten. Ihr Gekläffe





war ohrenbetäubend. Sie folgten einem Fuchs, den sie aufgestöbert hatten und dessen Leben wohl keinen Pfifferling mehr wert war.

Da – offensichtlich hatten die ersten Hunde das Fleisch des Hasen gewittert, denn plötzlich scherten sie aus und hielten auf die Hecken zu. Michel spürte sein Herz bis zum Hals klopfen. Er war weiß Gott kein Feigling, aber der Anblick dieser schwarzen Meute konnte einem schon einen Schauer über den Rücken treiben.

Sie hatten am Fuß der Hecke verschiedene Löcher frei geschnitten, doch da jedes dieser Löcher nur einem Hund Durchgang bot, blieb es nicht aus, dass die Tiere sich wegen der Ketten verhedderten und stecken blieben.

„Schlagt sie tot!“, rief der alte Brun.

Mit erhobenen Knüppeln preschten die Bauern aus ihren Verstecken hervor. Und schon bald verwandelte sich das wütende Bellen der Hunde in klägliches Gejaule und Gewimmer; gnadenlos prügeln die wütenden Männer auf die Tiere ein, bis sie reglos vor ihnen lagen. Am Ende zählte Michel ein gutes Dutzend Hundekadaver. Doch weitere Hunde stürmten herbei; man sagte ja, dass der Herr von Merode sich an die hundert hielt.

Michel fühlte sich wie in einem Rausch, jegliche Furcht vor den schwarzen Untieren war verflogen. Endlich Vergeltung! Da, wieder hatten sich zwei verfangen; das bedeutete ihr Ende. Mit einem Kampfschrei auf den Lippen stürzte Michel auf sie zu.

„Rückzug!“, hörte man den alten Brun schreien. Von weitem waren erste Reiter auszumachen, die sich im wilden Galopp näherten, unter ihnen – unverkennbar – der Herr von Merode mit seinem federgeschmückten Hut. In der Rechten hielt er seinen langen Jagdspieß, der wohl schon mancher Beute den Garaus gemacht hatte.

„Hörst du nicht?“ Aufgeregt erschien Michels Vater hinter seinem Sohn. „Wir müssen verschwinden!“

Aber Michel war in Rage. Hörte weder auf den alten Brun, noch auf seinen Vater. Nahm auch nicht wahr, dass alle anderen Reißaus nahmen. Allein den Hunden galt seine Aufmerksamkeit, und selbst





als der verzweifelte Vater an seinem Wams zerrte, um ihn zum Fortgehen zu bewegen, hörte er nicht auf, wie ein Berserker auf die Tiere einzuschlagen.

So kam es, dass der Herr von Merode und seine Begleiter den jungen Bauern Michel allein an der Hecke antrafen.

Fassungslos starrte der Herr von Merode auf die Schar toter Hunde, bevor er sich mit versteinerner Miene an den schwer atmenden Michel wandte.

„Was hast du getan, Schurke?“

Michel kam zu sich. Ja, was hatte er getan? Warum war er nicht mit den anderen geflohen?

„Ergreift den Kerl!“, befahl der Herr von Merode seinen Begleitern.





*Lucherberg, 17. Juni 2000*

Philippa hatte nicht übertrieben, sie war gut zu Fuß. Besser als Michel, wie dieser sich eingestehen musste. Am Friedhof angekommen, schmerzten ihm die Knie so sehr, dass er zunächst auf einer Bank Platz nehmen musste, bevor er Marias Grab aufsuchte. Das Unternehmen, das es pflegte, war vor kurzem erst hier gewesen; in einer Vase standen frische Schnittblumen, alles war akkurat. Für Michel war es ein seltsames Gefühl, eine Frau mit hierher zu bringen, obwohl ihn mit Philippa nicht mehr verband, als dass sie im selben Seniorenheim lebten. Na schön, er mochte sie gut leiden, sehr gut sogar, aber das war schon alles. Philippa hielt sich diskret im Hintergrund, während Michel am Grab ein stilles Gebet sprach. Danach verließen sie den Friedhof.

Auf einer der Bänke unter der Linde vor dem alten Rathaus saßen zwei junge Burschen und rauchten.

„Gibt es noch Platz für zwei alte Leute?“, fragte Michel.

Die beiden Jugendlichen sahen sich an.

„Schon gut“, sagte der eine, „wir wollten sowieso gehen!“ Sie standen auf und machten sich davon.

„Wir wollten euch nicht vertreiben“, rief Michel ihnen nach.

„Nun ja, es gibt wirklich Schöneres für junge Leute, als neben uns alten Eisen zu sitzen“, sagte Philippa mit einem traurigen Lachen.

„Dabei sehen Sie gar nicht so alt aus, Philippa. Ich würde Sie glatt auf sechzig schätzen.“

„Jetzt übertreiben Sie aber maßlos, Michel.“

„Überhaupt nicht, und ich sage das nicht, um Ihnen zu schmeicheln. Sehen Sie das Haus?“ Er deutete auf die gegenüber liegende Straßenseite. „Vor genau zwei Jahren haben sie aus dieser Tür meine





Frau getragen. Ich käme gar nicht auf die Idee, an einem solchen Tag zu flirten.“

„Es tut mir sehr leid, das mit Ihrer Frau. Und außerdem bedanke ich mich ganz herzlich für Ihr Kompliment.“

„Gerne. Es ist aber die Wahrheit.“

Schweigend betrachteten sie eine Weile Michels altes Haus. Die neuen Eigentümer hatten es umfassend sanieren lassen, auch das Dach war neu gedeckt. Dass es nun anders aussah als früher, bedauerte Michel, doch das war nun einmal der Lauf der Dinge. Sogar die Haustür, durch die man Maria getragen hatte, war durch eine moderne anthrazitfarbene Tür mit geometrischen Glasmustern ersetzt worden.

„Darf ich Sie mal was fragen, Philippa?“

Sie lächelte. „Aber das ist doch bereits eine Frage, Michel. Natürlich, fragen Sie. Wer weiß, vielleicht kenne ich sogar die Antwort.“

„Sie sind klug, rüstig und gut orientiert – wieso will Ihr Sohn eigentlich nicht, dass Sie alleine spazieren gehen?“

„Das ist aber eine sehr scharfsinnige Frage, Michel.“

„Wenn Sie nicht darüber sprechen möchten ...“

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm. „Oh, vielleicht wäre es ganz gut, wenn ich mein Geheimnis jemandem anvertraue. Und ich glaube, bei Ihnen wäre es gut aufgehoben.“

„Jetzt machen Sie mich aber ziemlich neugierig.“

„Nun, der Grund ist, dass mein Sohn mich für geistig nicht mehr ganz auf der Höhe hält.“

„Ausgerechnet Sie? Geistig nicht auf der Höhe? Sie sind vermutlich die geschickteste Person im St. Martinus. Wie um Himmels Willen kommt er auf so was?“

„Tja, daran bin ich nicht ganz unschuldig, fürchte ich.“ Sie senkte die Stimme. „Ich wollte ihnen die Entscheidung etwas leichter machen.“

„Welche Entscheidung?“

„Mich in ein Heim zu geben.“







Michel sah sie an und zog verwirrt die Stirn in Falten.

„Die Sache war so“, begann Philippa. „Die letzten zwei Jahre habe ich im Haus meines Sohnes und meiner Schwiegertochter hier in Langerwehe gelebt, auf dem Rymelsberg. Sie hatten es selbst erst kurz zuvor gekauft, nachdem sie aus Aachen hierher gezogen waren, und es war der Wunsch meines Sohnes, dass ich mit einzog. Es ist kein großes Haus, aber ich hatte im Obergeschoss meine eigene kleine Wohnung. Das Zusammenleben klappte einigermaßen gut, was ja heutzutage nicht selbstverständlich ist, wenn zwei Generationen unter einem Dach leben. Wenn es das je war. Eines Tages aber kehrte meine Enkelin Tamara nach Hause zurück. Sie hatte ihr Kunststudium in Köln abgebrochen, wegen eines Drogenproblems war sie völlig aus der Bahn geworfen. Dabei ist sie ein gutes Mädchen, glauben Sie mir. Ein wenig ausgeflippt, wie man heute sagt. Doch ich liebe sie wie meinen Augapfel, um es einmal poetisch auszudrücken.“

„Verstehe. Wer von uns hat in seinem Leben noch nie Mist gebaut? Warum also nicht auch Ihr ausgeflippter Augapfel?“

„Sie sagen es. Nach einer Entzugstherapie brauchte Tamara eine Bleibe. Es lag doch nahe, dass sie für eine Weile bei den Eltern wohnte. Daher bot ich meinem Sohn an, in ein Heim zu gehen. Mein Sohn lehnte das kategorisch ab. Wegen der Drogensucht seiner Tochter müsse niemand den Wohnort wechseln, das war seine Meinung. Er kann ein echter Dickkopf sein, wissen Sie? Und dabei hatte ich schon seit Längerem mit dem Gedanken gespielt, in ein Heim zu ziehen. Es wäre mir ein Gräuel, meiner Familie, wenn ich nicht mehr so rüstig bin, eines Tages zur Last zu fallen. Und auch für Tamara war etwas Nestwärme doch das Beste, oder? Zumindest bis sie sich neu orientiert hätte.“

„Hm!“, machte Michel.

„Sind Sie anderer Meinung?“

„Manchmal sind Eltern ein Teil des Problems, nicht die Lösung.“

„Das stimmt wohl, aber ich muss meinem sturen Sohn und auch meiner Schwiegertochter zugute halten, dass sie sich von Tamaras





Therapeuten eingehend beraten ließen, wie sie als Eltern mit der Sache umgehen sollten, anstatt sie übermäßig mit Vorwürfen zu überschütten.“

„Und letztlich sind Sie doch ins Heim gegangen.“

Philippa schmunzelte, aber ein wenig wirkte sie verlegen. „Ich begann, mich vergesslich zu geben und tat seltsame Dinge, wie zum Beispiel den Hausschlüssel zu verkramen.“

„Aber das passiert uns doch allen.“

„Haben Sie Ihren Schlüssel denn schon einmal in den Kühlschrank gelegt?“

„Das allerdings nicht. Noch nicht. Sie sind mir aber eine!“

„Nach einer Weile gab mein Sohn seinen Widerstand auf, ich hatte mich im Stillen schon auf die Warteliste setzen lassen. Im St. Martinus war gerade etwas frei geworden – und dann ging alles ganz schnell. Und meine Enkelin musste nicht länger auf dem Wohnzimmersofa schlafen.“

Michel wusste nicht, ob er über diese Geschichte lachen oder den Kopf schütteln sollte. Aber je mehr er darüber nachdachte, umso amüsanter fand er sie. Philippa hatte sich auf ihre eigene Weise gegen ihren dickköpfigen Sohn durchgesetzt. Ob es auch für Tamara das Beste war, wagte er nicht zu beurteilen.

„Sind Sie jetzt entsetzt?“, fragte Philippa.

„Nein. Aber hungrig.“

„Ich auch. Wenn wir bis zum Abendessen zurück sein möchten, sollten wir uns vielleicht bald wieder auf den Heimweg machen.“

Michel dachte nach. „Ich weiß was Besseres.“

„Was Besseres als nach Hause gehen?“

„Es gibt hier ganz in der Nähe ein griechisches Restaurant. Wie wär's? Ich lade Sie ein.“

„Aber ...“

„Kein Aber. Wenn Sie nicht mitkommen, verstecke ich Ihren Hausschlüssel bei nächster Gelegenheit im Kühlschrank.“





Philippa lachte. „Sie haben mich überzeugt. Ja, warum nicht einmal griechisch essen? Kartoffelsalat und Brühwürstchen haben wir schließlich oft genug.“

Er griff nach seinem Stock. „Das sehe ich auch so. Es ist gleich dort hinten um die Ecke. Kommen Sie!“



*Merode, vor langer Zeit ...*

Ein Galgengerüst musste erst gezimmert werden, denn es hatte in der Herrschaft seit Ewigkeiten keine Hinrichtung mehr gegeben. Der Tag, an dem der junge Bauer Michel sterben sollte, war grau und regnerisch. Der Herr von Merode hatte die Bevölkerung genötigt, am Dorfplatz, der Handorn genannt wurde, zu erscheinen, um mit anzusehen, was mit denen geschah, die gegen ihn aufbegehrten. An Michel sollte ein Exempel statuiert werden. Für den Herrn von Merode war das Töten seiner Jagdhunde offenbar so verbrecherisch, als hätte man gegen ihn selbst die Hand erhoben. Deshalb war das Urteil schnell über den Frevler gesprochen worden, und auch der Umstand, dass er Weib und Kinder hatte, konnte den Herrn von Merode nicht zu einem milderen Urteil bewegen.

Wie alle anderen Bewohner der Herrschaft stand der alte Brun am Rand des Platzes und verfolgte ohnmächtig das Geschehen. Er machte sich selbst die größten Vorwürfe, war er es doch gewesen, der die Männer zu ihrem Tun angestachelt hatte. Andererseits hätte Michel nur rechtzeitig die Flucht ergreifen müssen, anstatt seiner Wut so ungezügelt ihren Lauf zu lassen; niemand hätte ihm etwas nachweisen können.

Mit finsterner Miene saß der Herr von Merode saß auf seinem Rappen und lauschte den Worten des Gerichtsschreibers, der der versammelten Menge das Urteil verlas. Michels junge Frau schluchzte sich die Seele aus dem Leib und versuchte mit fahrigten Bewegungen ihre kleinen Kinder zu trösten, die verängstigt an ihrem Rockzipfel hingen. Ihrerseits wurde sie von anderen Frauen und einem Priester getröstet, der dem Delinquenten zuvor die letzte Beichte abgenommen hatte. Michel selbst stand unter dem Gerüst und hatte schon die Schlinge um den Hals. Daneben stand ein Maultier bereit, um





den Verurteilten in die Höhe zu ziehen. Aber Michel erwartete sein Ende stumm, mit tapfer erhobenem Haupt.

„Was habe ich nur getan?“, murmelte Brun. Zu denken, der Herr von Merode könnte durch den Tod einiger Jagdhunde zur Besinnung kommen, war mehr als töricht gewesen. Der liebe Gott mochte den rücksichtslosen Jäger am Jüngsten Tag wohl zur Rechenschaft ziehen, aber er, Brun, war es gewesen, der Gottes Gericht hatte vorgreifen wollen. Er atmete tief, fasste sich ein Herz und trat vor.

„Ich bin es, der für die Sache verantwortlich ist!“, unterbrach er den Schreiber mit lauter Stimme.

Alle Blicke richteten sich auf ihn. Für einige Augenblicke herrschte Totenstille.

„Ich habe den Michel angestiftet und ihm gedroht, wenn er mir nicht zu Willen wäre. Ihm blieb keine Wahl. Wenn heute jemand am Galgen sterben muss, dann bin ich es!“

Der Herr von Merode gab einigen seiner Leute ein Zeichen, den Alten zu ergreifen.

„Was schwatzt du da, Bauer?“, fragte ihn der Herr barsch, nachdem man ihn vor ihn hin geführt hatte.

„Die Wahrheit!“

„Du hast ihn angestiftet? Warum?“

„Der gerechten Strafe wegen für Euer gotteslästerliches Jagdtreiben und unsere niedergetrampelten Felder, die uns hungern lassen.“

„Ich jage, wann und wo es mir passt, Kerl. Ich bin die Herrschaft und kann tun und lassen, was mir beliebt! Wie ist es dir gelungen, den Burschen zu überzeugen?“

Brun schluckte. „Ich habe ihn verhext, Herr!“, verkündete er dann entschlossen.

„Verhext? Und ausgerechnet du sprichst von Gotteslästerung?“

Der Herr von Merode spuckte aus und dachte kurz nach. Es folgte die Entscheidung, mit der Brun gerechnet hatte. Denn für den Herrn von Merode musste der Verlust der Arbeitskraft eines alten Fronbauern leichter zu verschmerzen sein als der eines jungen.





„Lasst ihn frei!“, befahl er seinen Männern, auf Michel weisend. „Hängen wir statt seiner diesen Hexenmeister auf! Soll er froh sein, dass er nicht brennen muss.“

Man nahm Michel die Fesseln ab und die Schlinge vom Hals, und ehe er sich versah, lag seine Frau ihm weinend – diesmal vor Glück – in den Armen. Als man Brun grob die Schlinge über den Kopf zog, verspürte er inneren Frieden. Nur einen schloss dieser Friede nicht mit ein.

„Ich verfluche dich!“, wandte er sich, als das Urteil vollstreckt werden sollte, noch einmal an den Herrn von Merode. Und noch in hundert Jahren sollten die Menschen in der Herrschaft von dieser Stunde sprechen.

„Ich verfluche dich, Leuteschinder. Auch für dich kommt unweigerlich der letzte Tag deines irdischen Lebens. Doch deine Seele, die Hunde wichtiger nimmt als die Not der Menschen, wird nicht zur Ruhe kommen! Jagen sollst du, bis eine Qual für dich daraus wird. Als Wilder Jäger sollst du nach deinem Tod durch die Lüfte reiten, begleitet von deinen schwarzen Bestien! Deine Missetaten ...–“

„Worauf wartet ihr noch?“ Der Herr von Merode hatte genug gehört und gab hektisch das Zeichen. Mit einer Rute trieb man den Maulesel an, und die Stimme des alten Brun, der sich im Sterben über alle erhob, wurde zu einem erbarmungswürdigen Röcheln.

Aber der Fluch war unwiderruflich ausgesprochen.

